

Jüdisches Leben in Deutschland nach 1945

**Günther Ginzel erinnert sich an seine Erfahrungen in der
Nachkriegsgesellschaft der Bundesrepublik/in Köln**

zusammengestellt von Stefanie Grube, Anne Klein und Judith Weißhaar

Günther Bernd Ginzel ist 1946 in Innsbruck geboren und in Köln aufgewachsen. Er hat an den Kölner Werkschulen Kunstgeschichte und Gestaltende Fotografie und in Köln und Jerusalem Jüdische, Neuere Geschichte und Soziologie studiert. Er gehört zu den Pionieren des Gesprächs zwischen Juden, Christen und Muslimen in Deutschland.

Seit seiner Studienzeit ist er aktiv in der Dialogarbeit, die er mit seinen Filmen, Hörfunkessays und Büchern weiterentwickelt hat. Er hat publiziert zu den Themenfeldern: „Unbesungene Helden“, Antisemitismus, Neonazismus, Christen-Juden-Muslime und Israel-Palästina.

Er ist Gesellschafter der Internationalen Friedensschule Köln, Jüdischer Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag und Mitglied im „Gesprächskreis Christen – Juden“ beim Zentralkomitee der Deutschen Katholiken. Für sein kulturelles Schaffen und sein Engagement in der Lehrerfortbildung wurde er wiederholt ausgezeichnet, u. a. mit dem Bundesverdienstkreuz, der Hedwig-Burgheim-Medaille des Magistrats der Universitätsstadt Gießen in Anerkennung der filmischen Arbeit und dem Rheinland-Taler des Landschaftsverbandes Rheinland für seine Bemühungen um den Dialog der Kulturen und Religionen.

Kindheit in Köln

Ich wuchs auf in einer kleinen Gruppierung von Deutschen, die gegen das „Dritte Reich“ waren. Diese reichte anfangs von Konrad Adenauer bis zu den Kommunisten. Das waren Nazigegner, die meine Eltern geradezu als ihre Familie betrachteten. Wie jene aus dem Hinterhaus meiner Großeltern in der Altstadt, die meine

Eltern, wenn es nötig war, versteckt haben. Umgekehrt haben meine Eltern dann ihr kommunistisches Material vor der Gestapo versteckt, wenn es eine Hausdurchsuchung gab.

Die Gefahr, die Shoah zu instrumentalisieren

Ich habe die Reduzierung der nationalsozialistischen Verbrechen auf die Judenverfolgung und den Judenmord immer als Verharmlosung empfunden. So hat sich bis heute eine ungeschriebene Festlegung entwickelt: „Opfer sind Juden“ und „der Juden gedenken wir“. Ihnen gegenüber haben wir ein schlechtes Gewissen, und da tun wir was. Dieses Engagement möchte ich überhaupt nicht geringerschätzen, das möchte ich ausdrücklich sagen. Es ist für die jüdischen Opfer mehr als ein Lippenbekenntnis. Ich weiß von vielen Politikern aus eigenen Erfahrungen, wie wichtig ihnen dieses Engagement ist. Das gilt für viele Lokalpolitiker, aber auch die meisten Bundeskanzler, die ich fast alle getroffen habe. Selbst Helmut Kohl ist das Engagement für die jüdischen Opfer ausgesprochen ernst gewesen. Dennoch: Die Reduzierung der Opfer des Nationalsozialismus auf die jüdischen Opfer hat zur Konsequenz, dass dadurch das Ausmaß der Verbrechen minimiert und verharmlost wird. Indem die Juden als Opfergruppe isoliert wurden, wurden etwa die ermordeten Rotarmisten und die ermordeten Polen weitgehend ausgeklammert. Von der „Euthanasie“ ist ja ganz spät erst gesprochen worden, nachdem die meisten „Euthanasie“-Ärzte in Pension gegangen waren!

Überhaupt waren die nichtdeutschen Opfer des Zweiten Weltkrieges der deutschen Bevölkerung überhaupt nicht präsent. Hier hat sich im Bewusstsein der Bevölkerung seither einiges verändert. Damals, in meiner Kindheit, hatten die Deutschen Selbstmitleid. Da sprach man immer noch von den Terrorangriffen auf Deutschland. Das heißt, man sah sich im Grunde genommen selbst als das eigentliche Opfer. Das wurde erleichtert, indem man die Verbrechen durch und unter dem Schirm der Wehrmacht ausblendete. Da machte es schon Sinn, flankierend die vielen anderen Opfergruppen auszuklammern. Um nicht als Ewiggestriger dazustehen, war es aber unumgänglich, das Mindeste zu tun. Das war das – anfangs auch nur sehr zögerliche – Gedenken an die jüdischen Opfer.

Nationalsozialisten in der Gesellschaft nach 1945

In der Gesellschaft der jungen Bundesrepublik erlebten wir Juden große Widersprüche. Auf der einen Seite entwickelte sich eine Solidarität mit den Opfern des Holocaust. So zum Beispiel gab es – wie bereits erwähnt – viele Lokalpolitiker, die positiv, konstruktiv, ehrlich und überzeugt auf Juden und auf andere Opfer des Nationalsozialismus zuzingen. Gleichzeitig erlebten wir, dass das die Ausnahme war. Meiner Generation, der nachgeborenen Generation, fiel auf, dass es in diesem Land Kontinuitäten gab und dass die Mehrheit in Deutschland sich kaum geändert hatte. Vor allen Dingen hatten in allen relevanten akademischen Berufen die alten Nazis das Sagen. Es hatte sich an den Machtstrukturen kaum etwas geändert:

Überall saßen die alten Naziprofessoren, die alten Naziärzte, die Nazijuristen und die Nazistaatsanwälte, und das war schon sehr unheimlich. Damit verband sich das Gefühl, der Nationalsozialismus habe sich am Ende für die Nazis gelohnt. Wir konnten es nicht begreifen, dass im Grunde genommen die Mörder die eigentlichen Gewinner des „Dritten Reiches“ waren. Dieses Gefühl war prägend. So hat man beispielsweise in Köln keinen Anwalt finden können, der nicht in der NSDAP gewesen war.

Man darf nicht vergessen, dass die alten NS-Kameraden zum Teil Seilschaften bildeten, die einander halfen. So gab es keinerlei Aufregung, wie dann später im Falle der sogenannten Gastarbeiter, als viele Zehntausende aus Osteuropa nach Deutschland flüchteten. Diese ersten politischen Flüchtlinge, die nach Deutschland gekommen sind, waren die Hilfwilligen der SS. Das waren die KZ-Wächter, 50 000 bis 60 000. Da hat kein Mensch gesagt, dass Deutschland von Ausländern überrannt wird. Es gab in der Bundesrepublik Deutschland also von Beginn an eine faschistische Szene – inländisch und ausländisch. Ein Großteil der Vertriebenenverbände erschien mir doch recht eindeutig rechtsextrem orientiert, und überall stieß man, bis in den Deutschen Bundestag, auf jene ehemaligen SS-Männer und Nazis, die in der Wirtschaftswunderzeit ihre Karrieren fortsetzten. Schlimmer noch: In den 1970er-Jahren saßen in mehreren Landtagen bereits wieder Vertreter neonazistischer Parteien. Ich erinnere mich an eine Dokumentation, die belegte, dass einzelne Landeskriminalämter von alten Nazis besetzt waren. Die Alliierten schienen daran keinen Anstoß zu nehmen.

Die jüdische Angst

Wie gegenwärtig für Juden, die den Holocaust überlebt hatten, ihre traumatischen Erfahrungen, Verluste und der Schmerz waren, können sich diejenigen nicht vorstellen, die mehrheitssozialisiert sind. Wir befürchteten damals im Grunde von allen, die ein bisschen älter waren, dass sie Bemerkungen machen würden, die uns an dieses Trauma erinnerten. Besonders trafen mich derartige Bemerkungen, wenn sie von Menschen kamen, die mir sympathisch waren. Das war dann wie ein Schlag. So habe ich häufig erlebt, wie meine Mutter und ich heulend im Urlaub saßen, weil sich ausgerechnet uns Antisemiten anvertrauten und uns erzählten, wie böse „diese Juden“ seien. Als junger Bursche saß ich in einer Pension in der Nähe von Oberstdorf im Winterurlaub. Dort traf ich eine ältere Dame, die mir unglaublich sympathisch erschien. Umgekehrt war auch ich ihr sympathisch. Wir unterhielten uns, und es entstand trotz unseres großen Altersunterschieds in dieser Situation so etwas wie eine Freundschaft. Aber dann erzählte sie mir beim Frühstück, zwischen Ei und Schinken, dass sie als Wärterin in Auschwitz gewesen war. Da saß ich, dessen größter Teil seiner Familie umgekommen war, plötzlich einer Wärterin von Auschwitz beim Frühstück gegenüber.

Aber wie konnten wir Jungen den Alten vorwerfen, hier in Deutschland zu leben? Mich lähmte deren Leid geradezu! Da mein Vater tot war, nahm ich als Halbwaise an Seelengedächtnisfeiern¹ während der hohen jüdischen Feiertage teil. In der Synagoge waren üblicherweise keine Jugendlichen, wenn deren Eltern noch lebten.

Ihnen sollte die Konfrontation mit dem Tod noch erspart bleiben. Man kann sich heute nicht vorstellen, wie präsent damals, auch Jahre nach Kriegsende, der Schmerz war. Dieser Schmerz wurde nur durch eine winzig dünne Schicht scheinbarer Normalität zugedeckt. Und während des Seelengedächtnisses erlebte ich dann, wie dieser Schmerz aufbrach, wie die Menschen überwältigt wurden und wie gegenwärtig ihre Erinnerungen daran waren, wie ihre Kinder oder ihre Eltern auf brutalste Weise ermordet worden waren. Diese Menschen konnten sich vor Schmerz gar nicht mehr beherrschen. Ich erlebte sogar, wie diese Menschen schrien. Da waren 500 Leute in Tränen aufgelöst. All diese Schrecken waren für sie so gegenwärtig, als sei es gestern erst passiert. Aus diesem Schmerz konnten wir uns nicht einfach befreien. Ich habe mit den Alpträumen meiner Mutter bis in ihr hohes Alter gelebt. Das meine ich gar nicht anklagend. Es geht auch nicht um Selbstmitleid. Das Trauma des Holocaust gehörte zu unserem Leben. Auch wir Nachgeborenen traten mit diesem Schmerz nicht nach außen und beklagten uns. Nein! So war das nicht. Er gehörte schlicht dazu. Außerdem haben sich die Alten eine enorme Mühe gegeben, uns eine wunderbare Jugend zu schaffen. Unbeschwert, lustig, lachend und mit Abenteuer – soweit das möglich war. Es ist nicht so, als hätten wir pausenlos gelitten.

Leben wie auf einer Insel

Wir entwickelten damals – viel stärker als heute – das Gefühl, allein zu sein. Deswegen war mir die jüdische Gemeinschaft so wichtig. Diese Gemeinschaft erlebten wir als Kinder. Zuerst befand sich diese Insel in der Ottostraße, wo wir aufgewachsen sind. Später dann in der Roonstraße.² Diese Inseln der Gemeinschaft waren sehr wichtig. Wir haben dort auch nichtjüdische Freunde zugelassen, die in das jüdische Zentrum kamen. Wir waren selbst offen gegenüber den Kindern von alten Nazis, wenn diese zu unseren Freunden gehörten. Wir kannten sie und wollten ihnen vertrauen, weil sie zu uns gehörten. Die Alten gaben ein Gefühl an uns Jüngere weiter: die Ungewissheit, nicht zu wissen, wem wir vertrauen können, und gleichzeitig die Sehnsucht danach, dass sich die Zahl derer, denen wir vertrauen können, vergrößern würde. Unser Gefühl der Isolation wurde verstärkt durch den Unwillen der Justiz, die NS-Verbrechen zu verfolgen. Wir hatten das Gefühl, dass nur eine ganz kleine Minderheit ein Interesse daran hatte, die Mörder zu fangen. Diesen Unwillen spürte man auch, wenn man zur Polizei ging und Neonazis anzeigte.

Wir fühlten uns in gewisser Weise einsam und waren aber gleichzeitig – gerade was die Politik anbelangte – integriert. Wir hatten großes Zutrauen zu den politischen Parteien. Die Oberbürgermeister, gleich welcher Partei, waren in der Jüdischen Gemeinde regelrecht zu Hause. Sie galten als Freunde. Ihr Engagement war offen und ehrlich, und das galt auf lokaler, aber auch auf Landes- und auf Bundesebene. Wir kritisierten die Politik zwar, weil wir merkten, dass offensichtlich viele Leute zwei Seelen hatten. Wie Konrad Adenauer, der sich außerordentlich für die jüdische Gemeinschaft einsetzte, die Entschädigungen gegen die eigene Partei durchsetzte und auf der anderen Seite die alten Nazis zurückholte und mit Hans Globke einen der wichtigsten Kommentatoren der Nürnberger Gesetze zum Staatssekretär machte.³ Aber dennoch fühlten wir uns nicht ganz allein.

Das alles führte jedoch auch dazu, dass viele Juden Angst davor hatten, dass ihre jüdische Identität bekannt wurde. Wenn sie in Kur oder Urlaub gefahren sind, legten viele Wert darauf, dass die jüdischen Gemeinden ihnen ihre Post ohne Absender nachsandten. Sie haben auch Urlaub davon gemacht, von ihrer Umwelt als Juden wahrgenommen zu werden. Viele Juden hatten nach 1945 ein schlechtes Gewissen, weil sie überlebt hatten, während Freunde und Familienmitglieder von den Nationalsozialisten umgebracht worden waren. So zum Beispiel Margarete Buscher. Als eine Verfolgte war sie in den Niederlanden untergetaucht. Sie hat es nie überwunden, dass die niederländischen Behörden sie noch vor dem deutschen Einmarsch gezwungen hatten sich zu entscheiden, wen sie nachziehen lassen wollte, ihren Verlobten oder ihre Eltern. So hatte sie zeitlebens das Gefühl, dass der Teil der Familie, den sie nicht nach Holland hatte bringen können, ihretwegen umgekommen war.

Verhalten der Juden in Deutschland

Juden zogen aus den beschriebenen Gefühlen von Schmerz und Einsamkeit unterschiedliche Konsequenzen. Entweder entschieden sie sich, aktiv zu werden oder aber sich unauffällig zu verhalten. Die einen haben daraus die Motivation geschöpft zu sagen: „Nie wieder!“ und „Ich tu was!“ Die anderen haben gesagt: „Nie wieder auffallen! Nie wieder nach außen Jude sein! Nie wieder anders sein!“ Man kann kaum glauben, wie oft wir Leute beerdigt haben, von denen man erst auf dem Totenbett erfahren hat, dass sie Juden waren. Es gab viele, die gesagt haben: „Wir haben genug gelitten, unser Soll ist erfüllt.“ Die wollten nicht, dass ich bereits sehr früh offen als Jude auftrat. Die wollten nicht, dass ich mich etwa in der studentischen Bewegung, beispielsweise an Podiumsdiskussionen, beteiligte. Viele Juden entwickelten eine Chamäleonmentalität, und wir Jüngerer konnten es ihnen nicht vorwerfen.

Dazu kam, dass die Opfer untereinander nie solidarisch waren. Es gab keine jüdische Solidarität mit Sinti und Roma und keine Solidarität mit den Schwulen. Ich habe Wutanfälle erlebt, weil mein Forschungsprojekt „Unbesungene Helden“ das Bemühen um Lebensrettung ausdrücklich unabhängig vom Status der Leute untersuchte.⁴ Als klar wurde, dass ich auch den Fall der Rettung von Homosexuellen untersuchen würde, wenn es solche Fälle gegeben hätte, sahen viele Juden das als Nichtachtung bzw. als nachträgliche Diffamierung der jüdischen Opfer an. Hier sieht man, dass Opfer, nicht nur weil sie Opfer waren, von höherer Moral waren. Und auch nicht alle Opfer hatten politisch etwas gelernt. Sie waren eben nicht als eine solidarische antifaschistische Masse aus den Konzentrationslagern nach Hause gekommen.

Viele jüdische Remigranten, die aus ihrer Geschichte politische Konsequenzen zogen, indem sie eine dezidiert antifaschistische politische Arbeit machen wollten, zogen in die DDR. Sie haben geglaubt, dort könnten sie mit den alten Genossen zusammen die Alternative zu Auschwitz aufbauen. In Westdeutschland waren Juden, von einigen prominenten Ausnahmen abgesehen, nicht in der Öffentlichkeit präsent. Der Anteil der jüdischen Gewerkschafter, die aus der Emigration wiederkehrten, war sehr gering. Und dass der zweite Vorsitzende des Deutschen Gewerk-

schaftsbundes, Ludwig Rosenberg,⁵ ein aus dem englischen Exil zurückgeholter Jude war, wurde kaum wahrgenommen. Wenn überhaupt war man an jenen interessiert, die perfekt in die Rolle des Opfers passten.

Einige wenige Juden hingegen kamen aus politischer Überzeugung aus der Emigration zurück nach Deutschland, und sie wurden prompt als unbequem empfunden. Sie entwickelten als Naziopfer oder als Nazigegner das Gefühl, ein Wächteramt über Deutschlands Demokratie innezuhaben. Mit diesem Selbstverständnis sind sie sehr angeeckt, was sie allerdings nicht gestört hat. Einen ihrer typischen Vertreter, der in Deutschland in einigen Kreisen verhasst war, habe ich sehr gut gekannt. Es war Heinz Galinski.⁶ Man hat ihn gehasst, weil er es gewagt hat, von Zeit zu Zeit Kritik zu üben. Nicht, dass man seine Kritik für falsch gehalten hätte, aber man hat den Kritiker gehasst, weil man nicht von ihm mit der nationalsozialistischen Vergangenheit konfrontiert werden wollte. Wir führten einen verzweifelten Kampf gegen die Kontinuität der Nationalsozialisten in Deutschland. Wir kämpften gegen das Verschweigen und gegen den Unwillen der Justiz, tatsächlich etwas zu unternehmen. Und gleichzeitig erlebten wir die Wut der Deutschen über die Rückerstattung und über die Wiedergutmachung. Sie hatten Angst davor, dass Juden, die überlebt hatten, nunmehr ihr Eigentum zurückfordern könnten. Und Leute wie Galinski und auch Simon Wiesenthal⁷ haben über all das öffentlich geredet. Galinski hat mir oft gesagt: „Ich habe nicht überlebt, um beliebt zu sein.“ An Galinski konnte ich mich immer wenden, wenn ich seinen berühmten Namen brauchte, wenn ich einen prominenten Redner brauchte, um Publikum zu ziehen. Ich musste Galinski nur anrufen. Diese Menschen wollten etwas bewirken. Wenn sie gemeckert und kritisiert haben, haben sie es nicht mit dem Anliegen der Vergangenheitsbewältigung getan, sondern um die Verhältnisse in der Gegenwart zu verändern. Andere Juden wiederum schwiegen, um ihre Karrieren nicht zu gefährden. Wer als Jude schwieg, hatte gute Voraussetzungen für eine Karriere. So gab es auch durchaus Juden, die mit alten Nazis beste Geschäfte gemacht haben. Das ist doch logisch!

Solidarisierung von jungen (nichtjüdischen) Deutschen mit den Opfern des Nationalsozialismus

Als dann auf einmal junge Nichtjuden, die teilweise jünger waren als ich, die gleichen Fragen stellten, die gleiche Wut und die gleiche Verzweiflung hatten wie ich, war das für mich eine wunderbare Erfahrung. Ich hatte plötzlich das Gefühl, mit meinem Misstrauen und auch mit meiner Wut nicht allein zu sein. Es entstand eine generationsübergreifende Solidarität, ganz besonders unter den Frauen. Es entwickelte sich bald – nicht nur in Köln – eine besondere Frauensolidarität. Gar nicht unter feministischen Vorzeichen, sondern zwischen alt und jung. Jüngere Frauen und alte Überlebende. Dort entstanden ganz enge Bande, fast wie Mutter-Tochter-Beziehungen, auf ganz breiter Ebene. Ich glaube, Frauen haben eine höhere Sensibilität für menschliches Leid, und daraus erwächst Solidarität. Das heißt, sie können besser mitfühlen. Bundespräsident Theodor Heuss hat einmal wunderbar von der Kraft des Mitfühlens gesprochen. Diese Frauen haben viel geopfert, wenn es sein

musste. Die haben den Kontakt nicht abgebrochen, als die Überlebenden alt und klapprig geworden sind. Stattdessen sind sie, wie ich es erlebte, zu Betreuerinnen der Alten geworden, bei denen diese Tag und Nacht anrufen konnten. Sie waren da! Dieses Engagement speiste sich aus dem Gefühl, schuldig zu sein, obwohl man nicht schuldig war. Aber das war bei engagierten Menschen – sowohl bei den Alten als auch bei den Jungen – ein verbreitetes Gefühl: das Bewusstsein, ein Teil dieser Geschichte und damit auch ein Teil dieser Schuldgeschichte zu sein. Und die Menschen, von denen ich jetzt spreche, haben das sehr persönlich gemeint. Sie haben sich persönlich in einer übertragenen Weise schuldig gefühlt, weil sie Deutsche waren. Weil es die Konsequenz deutscher Geschichte war, dass diese auch nach Auschwitz führte. Weil ihre Eltern oder Großeltern in aller Regel in irgendeiner Weise mitgemacht hatten und nur in größten Ausnahmefällen dagegen waren. Das heißt, diese nachfolgende Generation entwickelte aufgrund der eigenen Familiengeschichte, aufgrund des Wissens über das nazistische und antisemitische Gedankengut im unmittelbaren Familienkreis, eine unglaublich starke Solidarität mit den Opfern.

Umkehr? Auch das gab es

Ich habe eine ganze Reihe Nazis kennengelernt, die hinterher keine Nazis mehr waren. Das heißt, ich hatte das Glück, diese seltene Erfahrung zu machen, dass Menschen sich tatsächlich grundlegend geändert haben. Das habe ich nicht zuletzt im Kontext der Dialogarbeit erfahren. Ich habe noch als Student auf lokaler wie auch auf Bundesebene das Gespräch von Christen und Juden mitprägen können. Da habe ich alte Männer erlebt, die in Tränen aufgelöst vor mir standen und mich anschrien: „Ich bin schuldig, ich habe mitgemacht!“ Oftmals waren es auch Menschen, die selbst überhaupt nichts Schlimmes gemacht hatten, aber darunter litten, geschwiegen zu haben.

Selbstbewusste Juden in Frankreich und den Niederlanden

Es gab einen großen Unterschied zwischen den Juden in Frankreich und Deutschland. Auch zwischen Deutschland und den Niederlanden bestand dieser Unterschied. Die Juden dort hatten ein größeres Selbstbewusstsein als die Juden in Deutschland. Die Juden, die sich entschlossen hatten, in Deutschland zu leben – was damals nur eine kleine Minderheit war – hatten einfach ein schlechtes Gewissen, hatten ein ungutes Gefühl bei dieser Entscheidung.

Die Juden aus Frankreich und Holland habe ich dagegen völlig anders erlebt. Als junger Mann habe ich einen holländisch-israelischen Juden kennengelernt. Ein Mordsker! Ein einfacher Mann. Wie ging er mit den Neonazis um? Er hat denen einfach in die Fresse gehauen, damit war das Problem gelöst. Fand ich toll. So einer hat nicht diskutiert. Ähnlich habe ich die französischen Juden während des Lischka-Prozesses erlebt. Ich habe ihr demonstratives Selbstbewusstsein geradezu als aggressiv empfunden. Sie sind aufgetreten wie eine Kolonialmacht. Ein in sich geschlossener Block, der wie in einer römischen Kampfformation ins Gericht

marschierte. Diese Gruppe war im Grunde genommen nicht daran interessiert, andere Juden zu treffen. Das habe ich als unangenehm empfunden. Aber gleichzeitig bewunderte ich ihre Offenheit und ihren Mut. Ich bin mit diesem Gefühl, das sie transportiert haben, nicht gut klargekommen. Obwohl ich unglaublich dankbar war, dass sie es gemacht haben.

Als Journalist etwas bewegen

Für mich war ganz klar, dass ich mich engagieren wollte. Das Gefühl, etwas tun zu müssen und eine Legitimation zu brauchen, um als Jude in Deutschland weiterleben zu können, war sehr stark. Auch wenn meine Familie hier ein halbes Jahrtausend zu Hause war. Das hat mich bis in die Berufswahl geprägt. Ich hatte bereits an den damaligen Kölner Werkschulen ein Studium abgeschlossen und war selbstständig. Aber dann habe ich bemerkt, dass ich als Journalist etwas bewirken kann. Nicht übermäßig viel. Aber es gibt Menschen, die einem Journalisten zuhören. Und das kann Auswirkungen haben. Von den ersten Versuchen an machte ich die Erfahrung, gehört zu werden und Reaktionen hervorzurufen. Das war für mich eine ganz enorme Motivation. Und dann wurden meine Arbeit und mein Engagement zunehmend offener. Ich begann ein neues Studium, um dem Journalismus eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Ich hatte eine Möglichkeit, meine Stimme zu erheben, wenn es notwendig war. Als Journalist war ich nicht zum Schweigen verdammt.

Begegnung mit Beate Klarsfeld

In dieser Zeit kamen die Franzosen und Beate Klarsfeld nach Köln. Das war für mich ein enormer Anlass, mitzuhelfen und aus ihrem Engagement eine große öffentlichkeitswirksame Kampagne zu machen. Wir haben es als Segen empfunden, dass die Aktionen der Franzosen hier stattfanden, weil es in Köln den Westdeutschen Rundfunk gab und über die Medien eine breite Öffentlichkeit erreicht werden konnte. Es war nun möglich, sich mit dem Lischka-Prozess, den NS-Verbrechen und auch dem „Widerstand“ der Juden auseinanderzusetzen.

Ich erinnere mich daran, wie Beate Klarsfeld in Untersuchungshaft in Ossendorf saß. Ich bin damals zum Vorsitzenden Richter marschiert und habe eine Besuchserlaubnis erwirkt, um sie besuchen und interviewen zu können. Ich war einer der wenigen, die sie im Gefängnis besucht haben. Ich fand es ganz toll, Beate Klarsfeld dort besuchen zu können. Das war eine Situation, in der ich aktiv werden konnte. Ich konnte Beate Klarsfeld zeigen, dass sie nicht allein war und dass es Leute gab, die auf sie aufpassten, auch wenn sie im Gefängnis saß. Man konnte ihr zeigen, dass sie dazu gehörte. Obwohl sie das vermutlich selbst wusste und keineswegs einen eingeschüchertten Eindruck machte.

Anmerkungen

- 1 Während des jüdischen Seelengedächtnisses erinnern die jüdischen Gemeinden an ihre Toten.
 - 2 In der Roonstraße in Köln befindet sich die Kölner Synagoge. Sie ist ein Zentrum des religiösen und kulturellen jüdischen Lebens in Köln.
 - 3 Hans Josef Maria Globke (* 10. September 1898 in Düsseldorf; † 13. Februar 1973 in Bonn) war ein deutscher Verwaltungsjurist im Preußischen und im Reichsinnenministerium, Kommentator der Nürnberger Rassegesetze und ab 1953 unter Bundeskanzler Konrad Adenauer Chef des Bundeskanzleramts.
 - 4 Günther Bernd Ginzel/Alphons Silbermann, Mut zur Menschlichkeit. Hilfe für Verfolgte während der NS-Zeit, Köln 1993.
 - 5 Ludwig Rosenberg (* 29. Juni 1903 in Berlin-Charlottenburg; † 23. Oktober 1977 in Düsseldorf) engagierte sich bereits als junger Mann in der Weimarer Republik für die Arbeiterbewegung. So war er Mitglied in der SPD und im Gewerkschaftsbund. Nach seiner Flucht vor der nationalsozialistischen Verfolgung im Jahr 1933 stand er im Exil in Großbritannien in Kontakt mit prominenten Gewerkschaftsführern. Nach seiner Rückkehr aus dem Exil wirkte er an der Gründung des Deutschen Gewerkschaftsbundes mit, dessen Vorsitzender er 1962 wurde.
 - 6 Heinz Galinski (* 28. November 1912 in Marienburg, Westpreußen; † 19. Juli 1992 in Berlin) überlebte die nationalsozialistische Verfolgung trotz Zwangsarbeit und Internierung in den Vernichtungslagern Auschwitz und Bergen-Belsen. Seine Mutter und seine erste Ehefrau wurden in Auschwitz ermordet. Nach 1945 blieb Galinski in Deutschland, um sich für die Verfolgten des Nazi-Regimes einzusetzen, so beteiligte er sich unter anderem an der Gründung der *Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes* (VVN). Ebenso war er maßgeblich an der Wiederherstellung des jüdischen Lebens in Deutschland beteiligt. Zweimal (1954–1963 und 1988–1992) war er Vorsitzender des Zentralrats der Juden in Deutschland. Für sein politisches Engagement wurde er mit dem großen Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.
 - 7 Simon Wiesenthal (* 31. Dezember 1908 in Butschatsch/Buczacz, Österreich-Ungarn, heute Ukraine; † 20. September 2005 in Wien) machte als Überlebender des Holocaust die „Suche nach Gerechtigkeit für Millionen unschuldig Ermordeter“ zu seiner Lebensaufgabe.
-

Jüdisches Leben in Deutschland nach 1945. Günther Ginzel erinnert sich an seine Erfahrungen in der Nachkriegsgesellschaft, zusammengestellt von Stefanie Grube, Anne Klein und Judith Weißhaar, in: Anne Klein (Hg.), *Der Lischka-Prozess. Eine jüdisch-französisch-deutsche Erinnerungsgeschichte*. Ein BilderLeseBuch, Berlin: Metropol Verlag 2013, S. 242-250.